

### **Martin Städeli: «Fensterfarben»**

Natürlich zählte Sebastian Hänel, bevor er seine Bilder in Galerien nicht nur ausstellen, sondern auch versilbern konnte, zur Masse gesicht- und namenloser Talente, die zwar viel versprechen, aber das Einlösen in die Zukunft verschieben. Und wenn er später als anerkannter Künstler seine Werke ungerahmt verkaufte, fasste seine Erinnerungen an die Anfänge wenigstens ein verschnörkelter Rahmen ein, den die Zeit reichlich mit Blattgold verzierte. Nicht unbedingt alle Erlebnisse wollten zu solchem Schmuck passen, obwohl sie recht harmlos begannen, vielleicht sogar ermutigend, etwa mit einem Klingeln an der Tür, worauf der Maler beim ersten Anblick seiner Besucherin dachte, einem Regenbogen gegenüber zu stehen, denn sie trug Jacke, Bluse, Hosen und Schuhe in verschiedenen Farben, und die Haare band ein buntes Tuch zusammen. Die Fremde wusste Kleider geschmackvoll zu kombinieren, die verschiedenen Farben vertrugen sich durchaus, aber sie leuchteten auffällig, wie draussen die Blätter und Blüten nach dem Frühlingschauer im Sonnenlicht wieder leuchteten. Die Besucherin schlenderte durch Hänels Wohnzimmer, das er unter Missachtung der Hausordnung als Atelier eingerichtet hatte, betrachtete Skizzen, Studien, angefangene Bilder und bestellte schliesslich, offenbar zufrieden mit seinen Arbeiten, ein Selbstportrait von ihm vor nächtlichem Hintergrund. Ein grosszügiger Vorschuss, die Geldscheine machten kein Aufheben um ihre vierstellige Zahl auf violetterm Grund, unterstrich, dass sie den Auftrag ernst meinte. Noch bevor der von Auftritt und Erscheinung verwirrte Hänel sich nach Name und Adresse der Auftraggeberin erkundigen konnte, verabschiedete sie sich, ging – sie kenne den Weg – voraus zur Tür, und Hänels Höflichkeit kam sogar zu spät, um hinter ihr zu schliessen. Hänel betrachtete die Tür und dann die Noten in seiner Hand, die er zwar grundsätzlich brauchen konnte, deren Wert aber verbunden mit der Leichtigkeit, mit denen sie ihm zugefallen waren, Bedenken hervorrief, worauf er die Scheine vorerst in eine leere Keksdose legte. Noch weniger wusste Hänel mit dem Auftrag anzufangen, aber immerhin vermutete der Maler, die Nacht mache alle Katzen grau und fordere ihn kaum zu verwegener Farbgebung auf, weshalb er den ihm angemessenen Anspruch an das Malen vermisste. Hänel überliess sich gern anderen Arbeiten, die ihn interessierten, die sich ihm, wie er behauptete, geradezu aufdrängten, und er brauchte sich kaum anzustrengen, um den Auftrag wieder zu vergessen.

Die Unbekannte dagegen vergass nicht. Sie besuchte Hänel erneut, lobte einige der inzwischen fertiggestellten Bilder, bemängelte andere, fiel dem Maler mit Anspielungen an ihren Auftrag lästig, und zahlte ihm sogar einen weiteren Vorschuss, den Hänel, nachdem sich

die Gönnerin verabschiedet hatte, verschämt in die Keksdose zum anderen Geld legte. Lustlos begann er mit dem bestellten Bild, und die Arbeit ging leicht von der Hand, wenigstens solange er skizzierte und sein Selbstbildnis entwarf, das ihn als Angestellten eines Wachdienstes zeigte mit blauem Béret und blauem Blouson. Sobald er jedoch zur Gestaltung des nächtlichen Hintergrunds ansetzte, fingen die Scherereien an. Hänel, der nebst all den Bildern zum Aufhängen ein nie gezeigtes inneres von sich selber machte, in dem er sich als einen Meister oder Fürsten der Farben begriff, widersetzten sich die dunklen Töne und führten buchstäblich ihr eigenes Leben, denn kaum strich Hänel mit dem Pinsel über die Leinwand, lösten sich Gestalten aus der Farbe, fingerlang und stupsnasig wie Fledermäuse. Zunächst bildeten sie für Hänel nur ein einziges Rudel gleich garstig aussehender Kreaturen, aber mit der Zeit unterschied er Waldweibchen, Kobolde, Moos- und Erdleute, Wichtelfrauen, Trolle. Sie schwärmten aus wie Nachtfalter oder eben wie Fledermäuse und tanzten um Hänels Kopf, wie wenn sie ihn als ihr hellstes Gestirn betrachteten, und hielten den Maler trotz ihrer geringen Grösse erfolgreich vom Arbeiten ab, indem sie ihn an den Ärmeln zupften, seine Haare rauften, über den Pinsel balancierten, auf den Farbtuben herumhüpften und wilde Mischungen zusammenschmierten, in Papierfliegern durch den Raum segelten, die Gliederpuppe zu immer neuen Verrenkungen verdrehten, sich mit den Spachteln duellierten und über die Leinwand kletterten, um das entstehende Bild zu bemäkeln. Hänel versuchte hier einen Pinsel zu erwischen, dort eine Tube zu retten, er verscheuchte die Gestalten von der Leinwand und jagte ihnen nach in der Absicht, Gefangene zu machen, was ihm natürlich stets misslang, die Erd-, Wald- und Wiesengeister dagegen erst recht freute. Nach einiger Zeit verloren sie jeweils die Lust an ihrem Spektakel, kehrten zurück, woher sie gekommen waren und überliessen das Aufräumen dem erschöpften Maler. Hänel begriff, ohnehin immer zu spät zu kommen, und versuchte die ungeladenen Gäste zu überlisten. Er wechselte die Arbeitszeiten, malte am frühen Morgen, über Mittag, am Nachmittag, abends, nachts, versuchte andere Techniken, Gouache, Öl, Kreide, Acryl, Aquarell, Farbstift, doch die Kobolde beeindruckte er damit nicht, vielmehr hatte er den Eindruck, sie vermehrten sich laufend, bis zuletzt auch noch die Wilde Jagd durch das Wohnzimmer-Atelier preschte.

Als beschäftigten ihn diese Besucher nicht genug, stand auch die Unbekannte regelmässig vor der Tür – glücklicherweise immer dann, wenn keine Spuren mehr den Spuk verrieten –, sah sich ungeniert um, ermunterte ihn, hörte nicht auf seine ungelinken Einwände, sondern beharrte wider sämtliche Argumente auf ihrer Bestellung und zahlte ihm weitere Vorschüsse aus, so dass die Keksdose bald eine bedeutende Summe hütete, die ihm, befürchtete Hänel, noch weitere Bilder abfordern mochte. Natürlich fielen dem Maler zahlreiche nützliche oder

auch nur verlockende Ideen ein, für die er das Geld einsetzen könnte, aber er wagte nicht, in den blechernen Tresor zu greifen, solange er am bestellten Bild arbeitete. Nach einem weiteren ihrer unangemeldeten und ungebetenen Besuche – Hänel hatte eben einmal mehr sein Atelier-Wohnzimmer aufgeräumt – ärgerte er sich grün, schwarz und in weiteren Bunttönen und Graustufen über die Unbekannte, die ihn mit ihrem Auftrag belästigte, aber auch über seine Gedankenlosigkeit und mangelnde Schlagfertigkeit, die Bestellung überhaupt angenommen und nicht schon längst rückgängig gemacht zu haben, bloss betrieb die Fremde nie den Aufwand, ihn um seine Meinung zu fragen, sie tauchte auf, wenn er es am wenigsten erwartete und befahl ihn selbstverständlich herum. Hänel Sporte den Drang sich zu bewegen, verliess die Wohnung, wanderte durch das Quartier, stand nach wenigen Minuten am Waldrand und folgte, obwohl der Abend schon eindunkelte, dem Weg zwischen die Bäume. Er brauchte sich nicht umzusehen, denn er wusste, was er sah, bemerkte aber mit nachlassendem Ärger feine Abstufungen des Dunkels. Der Mond schien weiss auf die Bäume herab oder grau, jedenfalls wie poliertes Silber oder eher wie rauhes Metall, und er leuchtete so hell, dass sich Hänel besser im nächtlichen Wald zurecht fand, als er gedacht hatte. Auf Augenhöhe schwebten Glühwürmchen und spielten als lebendige optische Täuschung mit Nah und Fern, und am Wegrand entdeckte Hänel die weissen Blüten unbekannter Gewächse, die aus eigener Kraft zu leuchten schienen, ihr Licht jedoch nur vom fast vollen Mond liehen. Der Weg führte in weitem Bogen an den Waldrand zurück, wo Hänel inmitten all des verschiedenfarbigen Dunkels eine noch dunklere Gestalt unterschied, in der er, einige Schritte näher, die Unbekannte zu erkennen meinte, die ihn, folgerte er, sogar bis in den Wald mit ihrem Auftrag verfolgte. Wie ein Schüler, der fürchtet, bei einem Streich erwischt zu werden, versteckte sich Hänel hinter einem Gebüsch, und obwohl das gespiegelte Licht des Mondes undurchdringliche Schatten zwischen die Bäume warf, fühlte sich Hänel unter Ästen und Blättern kindlich geborgen. Doch dann erschien ihm lächerlich, wie der Bölimann im Dickicht zu lauern, er trat er auf den Weg zurück, spähte in die Dunkelheit, sah niemanden mehr und erreichte den Waldrand unbehelligt. Beim Ausflugslokal entschied er sich umzukehren. Zwar hörte er hinter der Weissbuchen-Hecke der Gartenwirtschaft Gespräche und Lachen, aber er ging weiter. Ein Fenster der Gaststube leuchtete in die Nacht hinaus, und den farbentwöhnten Augen erschien das Licht golden und warm wie Glut. Als hätte dieses Leuchten seine Augen erweitert, bemerkte Hänel auf dem Heimweg stets neue Variationen von Farben, auf Reklameschildern, bei Ampeln, in Schaufenstern, durch Neon-Schriftzüge, an Kleidern und ihm schien, als verdankten all diese Farben ihr Dasein diesem einen Fenster des Gasthofs.

Hatte Hänel bisher die Farben wie ein absoluter Monarch behandelt, den die Aufklärung nicht zu rühren vermochte, und aus Rot und Grün und Blau seinen Nutzen gezogen wie aus Untertanen, baute er nun ihre Rechte aus, argwöhnisch zunächst, vertraute mit der Zeit ihrem Wirken, beteiligte sie an seinen Vorhaben und unterwarf sich schliesslich ihrer Gesetzgebung. Hänel begann Farben zu mischen, die er noch nie gesehen hatte, und bei jeder Farbe, die er auftrug, blickte er wie durch ein Fenster in die Wärme eines goldenen Raums und selbst in den schwarz dunklen Farben glänzte für Hänel ein Rest des silbrigen Mondes. Aber nicht nur der Maler, sondern auch die Kobolde fügten sich den Farben, denn sie verzichteten auf ihre abfälligen Bemerkungen über Hänels Bilder, und wenn er malte, setzten sie sich manierlich auf die Staffelei, auf ein Regal des Büchergestells oder die Lehne eines Stuhls und sahen ihm zu. Sogar die Reiter der Wilden Jagd sassen ab, gönnten ihren hamstergrossen Pferden etwas Rast, stelzten mit steifen Beinen auf dem Tisch umher und wisperten Untereinander, als verhandelten sie sachverständig das entstehende Bild. Die Reiter blieben als erste weg, denn sie sahen keinen Anlass mehr für ihre Jagden durch Hänels Wohnzimmer, und auch die Kobolde schienen mit der Zeit zufrieden, denn immer weniger bemühten sich zu Hänel und schliesslich verzichteten auch die letzten auf ihre Besuche. Nur die Unbekannte stand weiterhin immer dann vor der Tür, wenn Hänel sie am wenigsten erwartete, aber er liess sich nicht mehr verwirren, und er fand sogar heraus, wie sie hiess und dass sie eine Galerie führte. Eines Nachmittags setzte Hänel seinen Namen an den Rand der Leinwand, das Bild stand fertig auf der Staffelei, womit der Maler auch die Scheu vor dem gehorteten Geld verlor und noch am selben Tag einen Platz in einer Atelieregemeinschaft mietete, aber doch ein wenig bedauerte, das Bild weitergeben zu müssen. Da er seine leicht melancholische Stimmung durchaus passend fand und sie als angehender Künstler nicht gleich aufgeben wollte, spazierte er am Abend noch einmal zum Waldrand. Die frühe Dämmerung entzog den Blättern ihr Rot und Gelb, und hinter der Weissbuchenhecke des Ausflugsrestaurant fehlten die Stimmen, denn die Luft zog kühl um Tische und Stühle. Nur die Fenster leuchteten wie stets, und aus einem plötzlichen Entschluss betrat Hänel die Wirtschaft, an der er bisher immer vorbeigegangen war. Nur wenige Leute sassen an den Tischen, unter ihnen bemerkte Hänel auch die Unbekannte, in einem Buch lesend und geradezu feierlich in violett gekleidet. Hänel zögerte, trat dann aber an ihren Tisch und grüsste. Sie sah auf, keineswegs überrascht, vielmehr als seien sie verabredet. «Trägt nicht alles, was uns begeistert die Farbe der Nacht?», fragte sie, sah auf die Uhr und sagte: «Wir haben noch Zeit.» ■

*(© Martin Städeli; Bern, im Oktober 2009)*